

*Are you the best with the
hand?*

MAYA SHEPHERD

ÜBER ALLE
Grenzen



you, 15. 11. 11.

*me it may say, after such a long
I take the last available moment to
find to my room at the time of receiving
back of challenges, from which I have
found - the same way more*

STERNENSAND VERLAG

Über alle Grenzen

Eine Liebe, die sich über jedes Hindernis hinwegsetzt.

Eine Liebe, die unter die Haut geht.

Eine Liebe, die keine Grenzen kennt.

Wörter, Zahlen und Sätze zieren Annas Körper. Dort wo niemand sie sieht. Unauslöschbar sind sie in ihre Haut geritzt. Sie bleiben für immer und verschwinden nicht einfach wie ihr Vater, der ihre Mutter für eine Jüngere verlassen hat.

Yasin kommt aus dem Kosovo. Wie viele Flüchtlinge sucht er in Deutschland Schutz, in der Hoffnung auf ein neues, sicheres Leben. Er spricht fließend Deutsch und trotzdem hört ihm niemand zu. Niemand sieht ihn. Bis er Anna begegnet. Das traurige und verschlossene Mädchen ist der erste Mensch, der ihn als Person und nicht nur als Flüchtling sieht.

Die Autorin

Maya Shepherd wurde 1988 in Stuttgart geboren. Zusammen mit Mann, Tochter und Hund lebt sie mittlerweile im Rheinland und träumt von einem eigenen Schreibzimmer mit Wänden voller Bücher.

Seit 2014 lebt sie ihren ganz persönlichen Traum und widmet sich hauptberuflich dem Erfinden von fremden Welten und Charakteren.

Im August 2015 gewann Maya Shepherd mit ihrem Roman ›Märchenhaft erwählt‹ den Lovely Selfie Award 2015 von Blogg dein Buch.

Maya Shepherd

Über alle Grenzen

Roman

The logo for Sternensand Verlag features a stylized 'S' with three stars above it, followed by the words 'STERNENSAND' and 'VERLAG' in a serif font.

STERNENSAND
VERLAG

1. Auflage, August 2017

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2017

Umschlaggestaltung: Sarah Buhr | covermanufaktur.de

Illustrationen: Fotolia.de | yurkaimmortal, Maynard Case, JiSign

Lektorat / Korrektorat: Sternensand Verlag | Martina König

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-47-0

ISBN-10: 906829-47-0

Für meinen Großvater Albert

*Ich wünschte du hättest
deine Urenkelin kennenlernen können.*

*Mögen dein Stolz und
deine Herzensgüte ein Teil von ihr sein.*

Illusion



Samstag, 1. August 2015 in Köln (Deutschland)

Warum? Warum hörten Menschen plötzlich auf, einander zu lieben? Warum stritten und schrien sie? Warum sahen sie nur noch das Schlechte im anderen, anstatt sich auf das zu konzentrieren, was sie einst dazu gebracht hatte, sich zu verlieben? Warum fiel es ihnen so schwer, dem anderen ohne Hass gegenüberzutreten?

Vielleicht lag es an einer angeborenen Unzufriedenheit. Die meisten Menschen waren selten mit dem zufrieden, was sie hatten, sondern wollten immer noch mehr. Mehr Geld. Mehr Erfolg. Mehr Liebe.

Das *Mehr* meines Vaters war spanischer Abstammung, hatte die Figur eines Models, war nur acht Jahre älter als ich und hörte auf den Namen Gisele. Wenn sie ihn aus ihren dunklen Augen anblickte und mit ihren langen Wimpern klimperte, konnte er ihr keinen Wunsch abschlagen – so auch nicht den, meine Mutter, meinen Bruder und mich zu verlassen.

Halt! *Verlassen* war das falsche Wort, denn es hörte sich an, als hätte er seine Koffer gepackt, wäre aus unserem schönen

Haus in Berlin-Grunewald ausgezogen und hätte es großzügig seiner Familie überlassen. Aber so war es nicht. Er hatte UNS vor die Tür gesetzt!

Gisele zog ein, noch bevor wir richtig ausgezogen waren. Ihre ersten und einzigen Worte an meine Mutter waren: *Buen viaje!* Wir mussten es googeln. Es bedeutet *Gute Reise*. Konnte dieses feige Miststück ihren Triumph nicht einmal auf Deutsch zum Ausdruck bringen?

Als ob das nicht schon schlimm genug wäre, beschloss meine Mutter, Berlin den Rücken zu kehren. Sie stammte ursprünglich aus der Rheinmetropole Köln und wollte nun auch dorthin zurückkehren. Mit der Begründung, dass sie dort Freunde hätte, die uns in der ersten Zeit aushelfen könnten. Die erste Zeit bestand aus genau einer Woche, danach waren die ganzen Freunde auf einmal sehr beschäftigt.

Für meine Mutter war mein Vater das *Mehr*. Seinetwegen verließ sie ihre Heimat. Ade Chorweiler Plattenbau, ab in eine schicke Penthouse-Wohnung. Sie dachte, sie hätte den Sechser im Lotto gewonnen. Damals hätte sie sich nicht träumen lassen, dass auf ihren rasanten sozialen Aufstieg ein schmerzhafter Fall folgen könnte. Nun, zwanzig Jahre später, war es so weit.

Unsere neue Wohnung war nicht einmal so groß wie der Dachboden unseres Hauses in Grunewald. Wir hatten einen verdammt Pool gehabt und nun hatten wir nicht einmal mehr eine Badewanne!

Dazu kam der idiotische Stolz meiner Mutter, die sich weigerte, von meinem Vater auch nur einen Cent Unterhalt anzunehmen. Andere betrogene und verlassene Frauen hätten ihren Ehemann wie eine Weihnachtsgans ausgenommen, aber nicht so meine Mutter!

Sie war der idiotischen Ansicht, dass sein Geld nur ein Versuch sei, sein schlechtes Gewissen reinzuwaschen, aber sie würde ihn daran ersticken lassen. Lieber schob sie Doppelschichten in ihrem alten Job als Krankenschwester, als auch nur das kleinste bisschen von ihm anzunehmen.

Ihre Sturheit bezog sich nicht nur auf das Geld, sondern auch auf sämtliche Möbel, die sie in Berlin zurückgelassen hatte. Deshalb schlief ich nun auf einer Matratze am Boden und meine Kleider lagerten immer noch in braunen Umzugskartons anstatt in meinem geliebten viertürigen weißen Kleiderschrank.

›Wir richten uns ganz neu ein‹, versprach sie mir immer, wenn ich mich beklagte. ›Nächsten Monat!‹

Wenn sie das, was sie alles im *nächsten Monat* kaufen wollte, von ihrem Job bezahlen wollte, müsste sie nicht nur doppelte, sondern zehnfache Schichten arbeiten und selbst dann würde es wohl trotzdem nicht reichen.

Die Möbel waren jedoch unbedeutend im Vergleich zu dem, was ich noch alles in Berlin hatte zurücklassen müssen: meine Schule und meine Freunde. Mein gesamtes Leben!

Während meine Mutter ihre »Freunde« (sie setzte das Wort nun immer in Anführungszeichen, wenn sie von ihnen sprach) nicht wiedersehen wollte, weil es gemeinsame »Freunde« von meinem Vater und ihr waren, vermisste ich meine Freunde (!) schon nach nur einer Woche entsetzlich – am meisten meine beste Freundin Lena.

Es geschah alles wahnsinnig schnell. Ich erfuhr am selben Tag von dem Umzug wie auch von der Trennung. Auf einen Schlag fiel mein gesamtes bisheriges Leben wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Ich war aus dem Haus gerannt, meine Eltern hatten es nicht einmal gemerkt, weil sie viel zu beschäftigt damit gewesen waren, sich weiter anzuschreien und gegenseitig die Schuld zuzuweisen, und hatte mich zu Lena geflüchtet. Bis dahin hatte ich nicht eine Träne vergossen, aber sobald ich vor ihr stand und sie mich in ihre Arme schloss, konnte ich sie nicht mehr halten. Wir weinten und schluchzten beide um die Wette – für uns brach in diesem Moment die Welt zusammen.

›Kannst du nicht bei deinem Vater bleiben?‹, hatte sie mich gefragt, als sie mir ein neues Taschentuch gereicht hatte.

Seltsamerweise war diese Möglichkeit für mich nie in Betracht gekommen. Er hatte meine Mutter betrogen! Ich konnte sie doch nicht auch noch im Stich lassen.

Mein älterer Bruder Ben hatte damit weniger Probleme. Während er bis dahin mit uns zusammengelebt hatte, beschloss er nun, dass er mit zwanzig Jahren alt genug sei, um mit seiner Freundin Vanessa in eine eigene Wohnung zu ziehen. Natürlich in Berlin und nicht in Köln. Verräter! Ein Teil von mir verstand ihn sogar, aber es war leichter, wütend auf ihn zu sein, als ihn zu vermissen, auch wenn ich das trotzdem tat.

Unsere neue Wohnung hatte abgesehen von den fehlenden Möbeln noch einen großen Nachteil: Sie lag direkt über einem Restaurant. Was daran der Nachteil war? Nicht etwa die Lautstärke oder die Autos, die sämtliche Parkplätze vor dem Haus belegten. Wir hatten ohnehin kein Auto. Das wollte meine Mutter *nächsten Monat* kaufen.

Es war ein SPANISCHES Restaurant.

Wenn die Köche sich in der Küche auf Spanisch unterhielten, konnten wir jedes Wort in unserer eigenen Küche hören, wenn auch nicht verstehen. Der Geruch von Paella und Gazpacho

zog ständig zu uns nach oben. Während er uns früher das Wasser im Mund hätte zusammenlaufen lassen, sorgte er nun für Würgereiz.

Am schlimmsten waren jedoch die Samstagabende, wenn sie dort unten Flamencoaufführungen veranstalteten. Auch bei geschlossenen Fenstern und dem Fernseher so laut aufgedreht, dass selbst eine schwerhörige Oma protestiert hätte, konnten wir das rhythmische Klopfen hören. Noch schlimmer als das war jedoch das ausgelassene Lachen der Gäste. Wenn man selbst an Trauer ertrank, war es wie Hohn, jemand anderen glücklich zu erleben.

Meine Mutter war deshalb besonders scharf auf die Samstagabendschicht im Krankenhaus. Blöderweise hatte die Klinikleitung jedoch beschlossen, dass jeder Angestellte mindestens einen Samstag im Monat freihaben sollte.

Heute war dieser Samstag. Wir hatten uns zur Feier des Tages tiefgefrorenes Sushi gekauft und es vor etwa einer Stunde in unserer schlauchartigen Küche runtergewürgt. Dabei hatte meine Mutter unablässig von ihren Patienten erzählt, als wäre das Leeren einer Bettpfanne ähnlich interessant und ereignisreich wie das Erklimmen des Mount Everest. Wir hatten nicht ein Wort über die unleugbare spanische Beschallung verloren.

Nach dem Essen hatte sich meine Mutter ausgiebig gestreckt, gegähnt und behauptet, dass sie schon sehr müde sei und überhaupt viel Schlaf nachzuholen habe. Es war neunzehn Uhr gewesen und seitdem war sie aus ihrem Zimmer nicht wieder aufgetaucht. Vielleicht hätte ich ihr die Geschichte sogar abgenommen, immerhin war ihre Arbeit nicht leicht und sie arbeitete viel. Aber ich konnte sie deutlich hören.

Das Badezimmer lag zwischen ihrem und meinem Zimmer. Während ich auf dem geschlossenen Toilettendeckel saß,

lauschte ich ihrem Schluchzen. Sie wiegte sich in Sicherheit, weil sie glaubte, dass ich sie nicht hören konnte.

Als ich sie zum ersten Mal weinen gehört hatte, hatte ich den Fehler gemacht, zu ihr zu gehen und sie trösten zu wollen. Sie hatte alles geleugnet und mich aus ihrem Zimmer gejagt. Sie wollte stark sein. Keine einzige Träne vergießen. Nicht einem Mann hinterherweinen, der es nicht wert war. Sie wollte ihren Schmerz nicht mit mir teilen, weil sie sich dafür schämte, ihn zu empfinden. Seit dem Vorfall schloss sie ihre Tür immer ab – mich schloss sie somit aus.

In Berlin hatte sie ständig mit meinem Vater gestritten. Nicht erst bei der Trennung, schon lange davor. Über Jahre hinweg. Es war kaum ein Tag vergangen, an dem sie nicht einen Grund gefunden hatten, sich anzuschreien.

Nun schrie niemand mehr. Es war still – so still, dass ich mich nach erhobenen Stimmen und knallenden Türen sehnte. Wie traurig war das bitte? Doch Streit war immer noch eine Art von Kommunikation.

Ich konnte mit allem besser umgehen als mit dem unterdrückten Schluchzen meiner Mutter. Wusste sie denn nicht, dass es für ein Kind, egal wie alt, kein schlimmeres Geräusch als das Weinen der eigenen Mutter gab? Ich fühlte mich unsagbar hilflos und es zerriss mir im wahrsten Sinne des Wortes das Herz. Ich wusste nicht, wohin mit meinem Schmerz, der Wut und der erdrückenden Trauer. Meine Mutter wollte davon nichts wissen. Sie leugnete nicht nur ihre Tränen, sondern auch meine. *›Uns geht es gut. Wir sind ohne ihn besser dran!‹*

Waren wir nicht! Es war schrecklich! Und das Schlimmste stand mir noch bevor: eine neue Schule. Ich hatte nur noch eine Woche Gnadenfrist, bis die Sommerferien in Nordrhein-

Westfalen vorbei waren. Berlin hatte noch ganze zwei Wochen mehr.

Die Klinge glitt wie selbstverständlich durch meine Haut. Blut drang hervor, aber nicht so viel, wie ich beim ersten Mal angenommen hatte. Damals hatte ich noch Skrupel gehabt. Es war in der Nacht gewesen, als wir völlig überstürzt aus unserem Zuhause geflüchtet waren. Wir waren in einem Hotel untergekommen. Meine Mutter hatte sich in den Schlaf geweint. Als sie damit fertig gewesen war, hatte ich das Bett verlassen und mich im Badezimmer eingeschlossen. In mir hatte alles geschrien, dann hatte ich ihre Nagelschere entdeckt. Sie war meine Rettung gewesen. Denn als ich mir damit in den Oberschenkel geritzt hatte, war mein Inneres endlich zur Ruhe gekommen. In meinen Ohren hatte es gerauscht und ich war wie fixiert auf das rote Blut gewesen, das aus meiner Haut hervorgequollen war. Erst war es nur ein Strich auf heller Haut gewesen, dann kamen ein zweiter, dritter und vierter hinzu, bis sie zusammen ein Wort bildeten: Warum?

Ich konnte nicht sagen, weshalb ich es getan hatte. In dem Moment war es mir einfach egal gewesen. Ich hatte nicht an die Folgen gedacht. Erst später hatte ich mir vorgestellt, wie schockiert meine Eltern wären, wenn sie es rausfinden würden. Zwar hatte ich die Schere geführt, aber sie waren es, die mir all dies angetan hatten!

Nur fanden sie es nie raus. Mein Vater interessierte sich nicht mehr für mich. Er hatte mich genauso abgeschrieben wie meine Mutter. Und diese war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um mich nicht nur wie einen Schatten in ihrem Leben wahrzunehmen.

Zu dem *Warum* kamen noch *Verräter*, *Flamenco* und *Rabe* wie *Rabenmutter* hinzu. In den einsamen Stunden im Badezimmer erlaubte ich mir kurzzeitig, das zu denken, was ich tatsächlich fühlte. Die Wörter nicht nur auf meiner Seele, sondern auch auf meiner Haut zu tragen, verschaffte mir Erleichterung. Der Schmerz, wenn das Blut aus meiner Haut sickerte, war körperlich. Für den Moment löste er den Kummer, der auf meiner Seele lag, ab. Ich achtete darauf, die Worte nur an Stellen zu *schreiben*, wo niemand sie sehen konnte. Heute war ein fünftes hinzugekommen: Illusion. Es stand blutrot auf meiner Brust.

Liebe war eine Illusion. Sie existierte nicht wirklich. Es fiel den Menschen leicht, an sie zu glauben, solange es ihnen gut ging. Aber nichts war von Dauer, nicht einmal die Liebe. Am wenigsten die Liebe. Das Verfallsdatum der Beziehung meiner Eltern war abgelaufen und das, was blieb, machte nur noch krank.

Die Neue



Mittwoch, 12.08.2015, in Köln (Deutschland)

Wie kam es, dass man an Tagen, an denen etwas Wichtiges anstand, grundsätzlich in Hektik geriet, egal wie früh man aufstand? Die Schule begann um acht Uhr, der Bus kam um sieben, sodass ich um halb acht ankommen müsste. Mein Wecker stand auf sechs Uhr. Also hatte ich eigentlich eine ganze Stunde Zeit, um zu duschen, mir die Haare zu föhnen, mich anzuziehen und etwas zu essen. Man müsste meinen, das sollte ausreichen. Würde es auch, wenn man nicht wie ich vom Pech verfolgt wurde.

Es begann damit, dass ich mir beim Aufstehen den großen Zeh an der Tür stieß. In der Dusche stellte ich fest, dass meine Mutter die Handtücher in die Wäsche geworfen hatte, ohne neue hinzuhängen. Nackt, nass und tropfend musste ich dann in mein Zimmer tapsen, um mir ein neues Handtuch aus den zahlreichen unausgepackten Kartons zu suchen. Wir waren nun seit vier Wochen in Köln und es sah immer noch so aus, als wäre es nur zum Übergang. Als hätten wir vor, schon morgen wieder aufzubrechen. Es wäre mir nur recht gewesen!

Als ich endlich ein Handtuch gefunden hatte, war ich von der Sucherei bereits halbwegs trocken, sodass ich meine feuchten Haare darin einwickelte und zurück zum Badezimmer ging. Auf dem Boden hatte ich jedoch eine Rutschbahn hinterlassen und ich fiel kurz vorm Ziel auf meine vier Buchstaben. Der Schmerz des Aufpralls wäre vielleicht erträglich gewesen, wenn alles andere in Ordnung gewesen wäre, aber in diesem Moment trieb er mir die Tränen in die Augen und ich hätte mich am liebsten wieder in mein Bett, korrigiere: auf meine Matratze, verkrochen.

Meine Mutter streckte den Kopf aus ihrem Schlafzimmer. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Sie blickte irritiert auf mich hinab, die ich nackt, nur mit einem Handtuch auf dem Kopf, auf dem Boden saß. »Was machst du denn da?«

Meine Worte!

Sie schien sie noch nicht bemerkt zu haben, trotzdem riss ich mir das Handtuch vom Kopf, als wäre sie eine Fremde, und drückte es mir vor die Brust, um meine nächtlichen Taten zu verbergen. Letzte Nacht war noch eines hinzugekommen: Marionette.

»Danke, dass du vergessen hast, mir ein neues Handtuch hinzuhängen«, giftete ich sie schlecht gelaunt an.

Sie stieß genervt Luft aus. Vor ihrem ersten Kaffee sprach man am besten nicht mit ihr und auf Vorwürfe reagierte sie zurzeit extrem explosiv. »Entschuldige, dass ich versuche, in unserem Haus Ordnung zu halten«, fauchte sie geladen zurück. Wenigstens war sie noch zu verschlafen, um mich genauer zu mustern.

»Haus? Welches Haus?«, maulte ich, während ich mich hastig vom Boden aufrappelte und im Badezimmer einschloss. »Wir leben in einem verdammten Schuhkarton!«

Noch ehe ich die Worte komplett ausgesprochen hatte, taten sie mir bereits leid. Meine Mutter hatte es schon schwer genug und sie konnte auch nichts dafür, dass ich ausgerutscht war und Panik vor meinem ersten Schultag hatte. Ich hörte mich wie eine verwöhnte Göre an, die nicht zu schätzen wusste, dass ihre Mutter sich krumm arbeitete, damit wir über die Runden kamen. Aber ich war zu stolz und nervös, um mich jetzt bei ihr zu entschuldigen. Vielleicht würde ich das heute Abend machen, je nachdem, wie der Tag verlief.

»Beeil dich! Ich muss mich auch fertig für die Arbeit machen«, drängelte sie durch die geschlossene Tür.

Ich legte das Handtuch ab, mied den Blick in den Spiegel und schlüpfte in meine Kleider, die ich schon letzte Woche für diesen Tag ausgewählt hatte. Dunkelblaue Chucks, Jeans und eine weiße Bluse mit schwarzen Herzen. Sportlich, modisch und nicht zu übertrieben. Damit würde ich hoffentlich nicht negativ auffallen, am besten würde ich gar nicht weiter auffallen.

Die warme Föhnluft blies mir ins Gesicht, während meine blonden Haare um mich herumwirbelten. Normalerweise trug ich sie lieber in einem Pferdeschwanz, Dutt oder einem geflochtenen Zopf. Hauptsache, sie fielen mir nichts ins Gesicht oder klebten mir im Nacken. Aber zu wichtigen Anlässen trug ich sie offen, weil ich mich dann sicherer fühlte. Hinter langen Haaren konnte man sich verstecken. Wie hieß es so schön? Es gab keine zweite Chance für einen ersten Eindruck.

Nachdem meine Haare trocken waren und mir glatt über die Schultern fielen, trug ich eine dünne Schicht Make-up auf. Ohne ging ich nicht aus dem Haus, auch wenn ich es lästig fand.

Letzten Sonntag hatten wir nichts zu trinken mehr dagehabt und meine Mutter hatte mir Geld gegeben, um zum Kiosk zu gehen. Da ich jedoch zu faul gewesen war, mich zu schminken, hatte ich mich lieber mit dem Wasserhahn begnügt. Ich wusste, dass es bescheuert war, so wie ich wusste, dass viele Dinge, die ich tat, bescheuert waren, aber ich kam nicht dagegen an. Vielleicht versuchte ich es auch gar nicht wirklich.

In der Küche wartete die nächste Enttäuschung. Es hatte mich nicht einmal gewundert, dass wir außer Honig keinen Brotbelag mehr dahatten, aber als dann auch noch die Milch in meinem Kaffee flockte, war ich nah am nächsten Heulkampf. Erneut verfluchte ich meine Mutter, die ihren Kaffee schwarz trank. Ich trank Milch nur in meinem Kaffee, sodass sie regelmäßig sauer wurde. Aber warum musste es denn ausgerechnet heute wieder so weit sein?

Ich kippte den Kaffee in den Abfluss und fluchte laut, als mir der Honig vom warmen Toast auf die Jeans tropfte. Mir war jeglicher Appetit vergangen, nachdem ich den Fleck mit einem Lappen ausgewaschen hatte.

Meine Mutter kam aus dem Bad und legte den Kopf schief, während sie den Blick an mir hinabgleiten ließ. »Mach dir nicht so viele Sorgen, du siehst gut aus. Die anderen werden dich ganz sicher mögen.«

›Und was, wenn nicht?‹, fragte ich stumm. *›Ziehen wir dann wieder zurück?‹*

Sie mussten mich mögen, wenn ich nicht das ganze Schuljahr allein verbringen wollte.

»Wird sich zeigen«, grummelte ich.

Sie streckte ihre Arme aus und drückte mich an sich. Seit der Trennung von meinem Vater benutzte sie ein anderes Parfum, sodass sie nicht einmal mehr wie meine Mutter roch.

»Ich wünsche dir einen guten Start! Das Leben hat uns eine neue Chance geschenkt. Jetzt müssen wir das Beste daraus machen!«

Heute war wieder einer der Tage, an denen sie versuchte, mir weiszumachen, dass es ihr mit der Trennung gut ging, und sie vorgab, alles positiv zu sehen. Vielleicht wäre sie glaubwürdiger gewesen, wenn ich ihr nicht dabei zugehört hätte, wie sie sich in den Schlaf geheult hatte. Außerdem hatte nicht ich diesen Neuanfang gebraucht, sondern sie! Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir uns auch in Berlin eine neue Wohnung suchen können. Dann könnte ich jetzt in dieselbe Schule gehen, in die ich immer gegangen war. Mit den mitleidigen Blicken meiner Mitschüler wäre ich schon irgendwie fertiggeworden. Immerhin hätte ich Lena und meine anderen Freunde an meiner Seite gehabt. Stattdessen war ich nun komplett auf mich allein gestellt.

»Ich muss jetzt los«, erwiderte ich kühl und löste mich von ihr. Seitdem sie mich aus ihrem Zimmer und ihrer Trauer ausschloss, fiel es mir schwer, Nähe zuzulassen. Zwischen uns war eine Mauer entstanden, die mit jedem Tag an Höhe gewann. Jedes Mal, wenn sie mir etwas vormachte oder mich anlog, setzte ich gedanklich einen weiteren Stein hinzu.

»Natürlich«, murmelte sie und drückte mir einen Kuss auf die Wange. Wenn ich am Nachmittag nach Hause kommen würde, wäre sie nicht einmal da. Vielleicht würde ich sie heute gar nicht mehr sehen, wenn sie sich wieder bereiterklärte, länger zu bleiben oder die Schicht einer Kollegin zu übernehmen.

Ich setzte mir meinen neuen Rucksack auf und schloss die Wohnungstür hinter mir. Den hatte sie mir aufgedrängt, sozusagen als Symbol für den Neuanfang. Mein alter hätte mir

völlig gereicht und ich hätte das Geld lieber in eine Kommode oder etwas anderes für mein Zimmer investiert, aber wie hätte ich ihr das sagen sollen, nachdem sie mit dem neuen Rucksack vor mir gestanden hatte? Sie war so stolz gewesen, dass sie ihrer Tochter zumindest etwas Neues für den Schulanfang von ihrem spärlichen Gehalt hatte kaufen können. Diese Freude hatte ich ihr nicht verderben wollen.

Die Bushaltestelle lag direkt vor meiner Haustür. Ich hatte mir die Linien, mit denen ich zur Schule gelangen konnte, aufgeschrieben, trotzdem blieb die Angst, dass irgendetwas schief-laufen könnte. Ich vergewisserte mich mehrfach, dass ich auch in den richtigen Bus stieg. Zur Sicherheit ließ ich es mir noch einmal von dem Busfahrer bestätigen.

Danach drängte ich mich in den vollen Bus, in dem alle Altersklassen und gesellschaftlichen Schichten vertreten waren: Geschäftsleute in schicken Anzügen und Kostümen, Eltern mit kleinen quengelnden Kindern, ungepflegte Erwachsene mit Tüten voller Plastikflaschen in beiden Händen, Rentner und Leute in meinem Alter. Es war ein lautes Gemurmel unterschiedlichster Stimmen und Gesprächsthemen. Morgen musste ich unbedingt an meine Kopfhörer denken.

Ruckelnd setzte sich der Bus in Bewegung, nur um ein paar Minuten später an der nächsten Haltestelle zu stoppen. Bis ich ankam, war ich verschwitzt und wir hatten bereits Viertel vor Acht. Meine Haare klebten mir im Nacken, genau so, wie ich es verabscheute.

In Berlin hatte es das morgendliche Verkehrschaos auch gegeben, deshalb war ich immer mit dem Fahrrad gefahren. Das gehörte jedoch genau wie ein Auto zu den Dingen, die meine Mutter *nächsten Monat* kaufen wollte. Vielleicht würde ich bis

dahin zu Fuß gehen, wenn ich den Weg etwas besser kannte. Mein altes Fahrrad befand sich noch in Berlin, so wie das meiste meiner Sachen. Meine Mutter war für einen radikalen Neuanfang gewesen. Was ich davon hielt, war ihr egal.

Zumindest musste ich die Schule nicht suchen, sondern konnte dem Pulk von Schülern folgen, die alle dorthin strömten. Es kam mir vor, als würden alle in kleinen Gruppen gehen und nur ich wäre die einzige jämmerliche Gestalt, die allein hinter ihnen hertrötete. Vielleicht waren einige von ihnen ja meine zukünftigen Klassenkameraden?

Die Schule war ein großes gelbes Gebäude, das die Form eines U hatte. Die mannshohen Fenster waren allesamt auf den Innenhof ausgerichtet. Es gab drei verschiedene Eingänge – ich entschied mich für die goldene Mitte und schaute mich nach einem Schild um, das mir den Weg zum Sekretariat weisen würde. Als ich keines fand, ging ich auf gut Glück los und kam mir dabei etwas wie Alice im Wunderland vor.

Die unterschiedlichsten Schüler und Lehrer liefen mir über den Weg. Die Mehrheit machte einen recht gewöhnlichen Eindruck, aber es waren auch ein paar schillernde Paradiesvögel darunter. Ich hatte Menschen, die sich traute, aus der Masse herauszustechen, schon immer bewundert.

Es wäre natürlich leichter gewesen, das Sekretariat zu finden, wenn ich einfach eine der vielen Personen nach dem Weg gefragt hätte, aber ich traute mich nicht. Das war noch so eine meiner vielen Schwächen: Ich war sehr schüchtern. Auch wenn ich mir gern einredete, dass es Stolz sei, der mich grundsätzlich davon abhielt, andere etwas zu fragen. Der Erfolg, es nach ewigem Suchen selbst zu finden, war doch auch etwas wert. Oder nicht?

Als ich das Sekretariat schließlich fand, standen auf meiner Stirn Schweißperlen und ich klopfte genau zum ersten Klingeln an die Tür. Ausgeschlossen, dass ich innerhalb von fünf Minuten den richtigen Raum finden würde. Also würde ich an meinem ersten Tag wohl zu spät kommen. Besser konnte es doch gar nicht laufen!

Es kam kein ›Herein‹, deshalb drückte ich die Klinke einfach herunter, nachdem ein paar Sekunden verstrichen waren. Sofort schlug mir der Duft von Kaffee entgegen. Ein großer Empfangstresen versperrte den Durchgang zum Rest des Raumes, dessen Wände mit Regalen voller Ordner vollgestellt waren. In der Mitte standen sich zwei Schreibtische gegenüber, hinter denen zwei ältere Damen saßen. Eine haute fleißig in die Tasten und die andere plauderte munter in einen Telefonhörer. Beide schienen mein Eintreten gar nicht bemerkt zu haben.

Das Lehrerzimmer befand sich direkt neben dem Sekretariat, denn immer wieder huschten Personen an dem Tresen vorbei und nahmen sich etwas aus den Ablagen in den Regalen.

Ich übte mich in Geduld, bis es zum zweiten Mal klingelte. Erleichtert atmete ich auf, als die eine der beiden Damen den Hörer auflegte. Aber anstatt sich zu mir umzudrehen, teilte sie ihrer Kollegin mit: »Der Maier ist schon wieder krank. War er das nicht nach den Osterferien auch schon?«

Die andere schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Beamte!«
»Fällt ihm auch früh ein. Wo sollen wir denn jetzt noch eine Vertretung herbekommen?«

»Welche Klasse hätte er denn gehabt?«

Mir ging auf, dass ich den Rest des Vormittags hier verbringen würde, wenn ich mich nicht schleunigst bemerkbar machte.

»Entschuldigung«, piepste ich verhalten und hasste mich dafür, dass sich meine Stimme wie die einer Zwölfjährigen und nicht wie die einer fast Volljährigen anhörte.

Die beiden Frauen wandten mir die Köpfe zu.

»Ja bitte?«, schnatterte die Telefonistin los, als hätte sie mich erst jetzt wahrgenommen.

»Heute ist mein erster Tag an dieser Schule und ich weiß nicht, in welchen Klassenraum ich muss.«

Demonstrativ blickten beide gleichzeitig zu der großen Uhr an der Wand mir gegenüber – fünf nach acht.

»Der Unterricht hat schon begonnen«, stellte die eine fest.

Kann ich dann jetzt wieder nach Hause gehen und morgen wiederkommen?, flehte ich innerlich, was natürlich völlig ausgeschlossen war.

»Wie heißt du denn?«

»Anna Kaiser.«

»Welcher Jahrgang?«

»Zwölfter.«

Sie erhob sich mit einem Quietschen von ihrem Stuhl und tippelte zu dem Regal hinter sich. Ihre Finger glitten über die Ordner, bis sie einen hervorzog und aufschlug. Sie blätterte eine Weile darin, bis sie ihre Kollegin fragte: »Weißt du etwas von einer Neuanmeldung? Im Ordner finde ich nichts.«

Die andere drehte sich zu mir um. »Hast du den Anmeldebogen ausgefüllt?«

Ich nahm an, dass meine Mutter das getan hatte, und nickte. »Der Umzug war sehr kurzfristig.«

Nun blickten sie mich beide an. Ich konnte spüren, wie sie mein Gesicht studierten und ihre eigenen Schlüsse zogen, warum ich von heute auf morgen in eine andere Stadt gezogen war.

Mitleidig schlug die eine den Ordner wieder zu. »Was sind denn deine Leistungskurse?«

»Deutsch und Kunst.«

»Kunst bieten wir nicht als Leistungskurs an«, verkündete die andere sofort.

Auch das noch! Mir war in diesem Moment einfach nur nach heulen zumute. Am liebsten wäre ich jetzt wieder ein kleines Kind und müsste mich mit all dem nicht beschäftigen.

»Aber du hast Glück, denn der Deutschkurs findet gerade statt«, meinte die mit dem Ordner ermutigend. »Raum 212, das ist ziemlich genau zwei Stockwerke über diesem Zimmer. Du musst nur die Treppe ...« Sie stoppte, als sie meine vor Panik geweiteten Augen sah. »Weißt du was, ich bringe dich einfach hin und erkläre Herrn Weber die Situation.« Sie tippelte um ihren Schreibtisch herum und führte mich zur Tür. Es war peinlich, wie sehr es mich erleichterte, dass sie mich zu dem Kurs bringen würde. Wenn sie mich auch noch wie eine Erstklässlerin an die Hand genommen hätte, hätte ich vermutlich nicht einmal protestiert.

Gehorsam trottete ich hinter ihr her durch die Flure. Mein Magen rebellierte, mein Herz hämmerte gegen meine Brust und meine Hände waren von Angstschweiß so feucht, dass ich hoffte, niemandem die Hand geben zu müssen.

Als wir den zweiten Stock erreicht hatten, drehte sich die Sekretärin noch einmal zu mir um. »Wenn es zur großen Pause klingelt, kommst du bitte noch einmal zum Sekretariat. Ich versuche, bis dahin den Direktor zu erreichen, um deinen endgültigen Stundenplan zu erstellen.«

Wieder war ich ihr dankbar. Wenn ich in der Pause ins Sekretariat musste, würde ich zumindest nicht allein auf dem Schulhof herumstehen.

»Vielen Dank«, erwiderte ich höflich.

Wir blieben vor einer der Türen stehen und die Sekretärin klopfte energisch dagegen, bevor sie die Klinke runterdrückte und eintrat. Die männliche Stimme, die zuvor noch gedämpft zu hören gewesen war, verstummte.

Mein Herz schien sich vor Angst, nein, Panik, zu überschlagen, als ich ihr in den Raum folgte. Mir schlug der für Klassenräume typische Geruch von Kreide, feuchten Schwämmen, altem Holz und einer Ansammlung verschiedener Parfums, Deos, Shampoos, Waschmittel und Körpergerüchen entgegen.

Ich wagte nicht, mich umzusehen, sondern blickte stur geradeaus auf den Lehrer. Es war ein älterer Mann, der kurz vor der Rente zu stehen schien. Auf seiner Nasenspitze saß eine Lesebrille, die er heruntergeschoben hatte und über die er hinweglinste, um mit der Sekretärin ein paar Worte zu wechseln. Er blickte kurz in meine Richtung und schenkte mir ein mitfühlendes Lächeln, bevor er mir seine Hand reichte.

»Hallo, Anna, willkommen an unserer Schule!«, begrüßte er mich freundlich.

Mir blieb nichts anderes übrig, als seine Hand zu ergreifen, aber es war nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Der Lehrer, Herr Weber, wirkte nicht wie ein Kommandeur, der sich nach den alten Zeiten von Recht und Ordnung sehnte, sondern wie ein Mann, der auch im Alter noch mit der Zeit ging und sich nicht vor neuen Dingen verschloss. Er hatte eine durchaus beruhigende Ausstrahlung.

»Danke«, erwiderte ich verhalten, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte.

Die Sekretärin zwinkerte mir noch einmal zu, bevor sie aus dem Zimmer eilte.

Gezwungenermaßen drehte ich mich nun zu einem Teil meiner neuen Mitschüler um. Der Deutsch-Leistungskurs war an den meisten Schulen sehr beliebt, so auch hier. Nicht, weil sich alle wahnsinnig für die deutsche Sprache und Literatur interessierten oder besonders gut darin gewesen wären, sondern weil immer noch der Irrglaube herrschte, dass Deutsch wohl am leichtesten wäre, wenn man in keinem Fach besonders gut war.

Der Kurs bestand aus etwa dreißig Schülern, die mich alle anstarrten. Die Mehrheit neugierig, einige skeptisch, andere gar herablassend und ein paar wenige tuschelten bereits, bevor ich auch nur Platz genommen hatte.

»Könntest du dich bitte kurz vorstellen, damit die anderen wissen, wer du bist?«, bat Herr Weber mich.

Ich hasste es, vor vielen Menschen, und dazu noch FREMDEN Menschen, sprechen zu müssen. Ich wusste, dass meine Wangen dabei rot anliefen und meine Stimme furchtbar piepsig wurde und zu zittern begann. Aber da musste ich jetzt wohl durch, ob ich wollte oder nicht.

Ich holte tief Luft, was es jedoch nicht besser machte.

»Hallo, ich bin Anna Kaiser. In den Sommerferien bin ich von Berlin nach Köln gezogen und gehe deshalb jetzt hier auf die Schule.«

Fragend blickte ich zu Herrn Weber. War es das jetzt?!

»Danke, Anna. Du kannst neben Yasin Platz nehmen.« Er deutete auf den einzigen freien Platz im Raum, der sich direkt in der ersten Reihe neben einem südländisch aussehenden Jungen befand.

Schnell setzte ich meinen Rucksack ab und ließ mich auf den Stuhl plumpsen. Mein Blick streifte seinen, bevor ich ihm kurz

zunickte, immerhin würden wir für ein Jahr Sitznachbarn in diesem Kurs sein.

Er erwiderte mein Nicken mit einem scheuen, aber durchaus freundlichen Lächeln. Ein Draufgänger schien er schon einmal nicht zu sein. Seine dunklen Haare waren gelockt und hingen ihm fast bis in die Augen, die so dunkel wie Kohlen waren. Irgendwie geheimnisvoll.

Möglichst unauffällig rückte ich meinen Stuhl an den Rand des Tisches, alle paar Minuten nur wenige Zentimeter. Es lag nicht an ihm. Ich kannte ihn ja gar nicht. Aber Jungs im Allgemeinen machten mich nervös. Ich wusste einfach nicht, was ich mit ihnen reden sollte.

Wenigstens ging die Stunde relativ schnell vorbei. Wir besprachen im Grunde nur den Lehrplan für das kommende Jahr und schrieben die Bücher auf, die wir noch besorgen mussten.

Als es zur Pause klingelte, packte ich schnell meine Sachen zusammen. Mir entging nicht, dass Yasin mich von der Seite musterte. Ich tat jedoch so, als würde ich es gar nicht bemerken. Er räusperte sich, doch ehe er zum Sprechen ansetzen konnte, traten zwei Mädchen zu uns an den Tisch.

»Hi«, grüßten sie mich im Chor. Eine der beiden trug ihre Haare zu einem braunen Bob geschnitten und die andere hatte ihr dunkelblondes Haar zu einem Zopf geflochten und auf der Nase eine Brille mit schwarzem Gestell.

»Sollen wir dir vielleicht die Schule zeigen?«, fragte die Braunhaarige mich freundlich.

»Ich muss leider noch mal zum Sekretariat, um meinen Stundenplan abzuholen«, entschuldigte ich mich und bedauerte es wirklich, denn es wäre nützlich gewesen, zumindest zu wissen, wo die Toiletten waren.

»Was hast du denn als Nächstes?«, fragte die andere neugierig.

»Wenn ich das wüsste«, seufzte ich, woraufhin beide grinsten.

»Ich bin Franzl«, sagte die mit dem Zopf.

»Und ich Marie«, meinte die Bobträgerin. »Vielleicht sehen wir uns ja heute noch einmal.« Sie zuckten gleichzeitig mit den Schultern und gingen davon.

Als ich mir einen Weg durch das volle Treppenhaus bahnte, dachte ich mit Herzscherz daran, dass das auch Lena und ich hätten sein können. In Berlin waren wir unzertrennlich gewesen. Wir dachten oft dasselbe und konnten den Satz der anderen mühelos zu Ende führen. Wir lachten gleichzeitig los, wenn wir etwas Lustiges sahen oder hörten. Wir teilten denselben Modegeschmack und konnten Stunden damit zubringen, Pläne für die Zukunft zu schmieden.

Nun hatte das Schicksal uns auseinandergerissen. Würde ich in Köln jemals eine so gute Freundin wie sie finden? Ich wünschte es mir so sehr, aber gleichzeitig hatte ich Angst davor. Allein der Gedanke, dass Lena bald mit jemand anderem lachen und ihre Sorgen teilen würde, erfüllte mich mit purer Eifersucht. Es würde wehtun, wenn sie mich ersetzen würde. Irgendwie wäre es so, als ob unsere gemeinsame Zeit gar nichts Besonderes gewesen wäre.

Bevor ich das Sekretariat betrat, zog ich mein Handy hervor, öffnete WhatsApp und tippte den obersten Namen im Chatverlauf an – natürlich Lena. *Ich vermisse dich*, schrieb ich ihr.

Phrasen



Mittwoch, 12.08.2015, in Köln (Deutschland)

Das Klingeln der Schulglocke war eine absolute Erlösung von dem anstrengenden Tag. Wenn ich daran dachte, dass ich morgen wieder hier hinmusste, wurde mir ganz schlecht. Nicht, weil die Lehrer strenger als in Berlin gewesen wären oder die Schüler unfreundlicher, sondern weil alles neu und ungewohnt war. Ich kannte mich nicht aus und fühlte mich unendlich verloren. Neue Dinge empfand ich meist als beängstigend. Es dauerte immer seine Zeit, bis ich mich damit zurecht fand. Egal, ob es dabei um ein neues Handy, ein anderes elektronisches Gerät oder eine neue Erfahrung ging. Erste Male waren nie schön.

Der erste Kuss zum Beispiel. Ich war sicher, es gab kein Mädchen, das von sich behaupten könnte, dass ihr erster Kuss der schönste gewesen sei. Meist war er sehr feucht, unbeholfen und irgendwie peinlich. Meinen ersten Kuss hatte ich mit vierzehn auf der Geburtstagsparty von Lena bekommen. Ich hatte eine feste Zahnsperre getragen, genauso wie der Junge, von dem ich den Kuss bekommen hatte. Er hieß Sebastian. Ich

hatte ihn davor noch nie gesehen und danach auch nie wieder. Er war der Freund eines Freundes von Lena gewesen, oder so etwas in der Art. Die Party war leicht aus dem Ruder gelaufen, sodass wir irgendwann gar nicht mehr wussten, wer die Leute waren, die durch die Tür ein und aus gingen.

Sebastian hatte sich mit mir unterhalten. Ich wusste nicht mehr, worüber, aber das war auch schon damals nebensächlich gewesen. Es hatte mir geschmeichelt, dass er mich angesprochen hatte. Das hatte vor ihm noch nie ein Junge getan. Deshalb war es auch fast egal gewesen, wie er aussah – ich hätte in diesem Moment sicher an jedem Jungen etwas Süßes gefunden. Bei ihm war es sein kleines Grübchen im Kinn gewesen.

Es hatte wohlgemerkt keinen Alkohol auf der Party gegeben, trotzdem waren wir irgendwann so berauscht von der Musik, den ganzen Leuten und der Sommerhitze gewesen, dass wir einen Spaziergang zu einem nahe gelegenen Spielplatz gemacht hatten. Wir hatten uns auf die Bank gesetzt, er hatte seinen Arm um mich gelegt und seinen Kopf meinem genähert. Als mir bewusst wurde, dass er mich küssen wollte, hatte ich schnell die Augen geschlossen, weil man das eben so machte. Scheinbar hatte er seine auch geschlossen, denn als meine Lippen ihn berührten, war ich mir nicht einmal sicher gewesen, ob ich wirklich seinen Mund oder nicht eher seine Nase küsste. Ich war aber auch zu nervös gewesen, um die Augen zu öffnen und nachzusehen. Kurze Zeit später hatte ich seine Zunge an meinem Mundwinkel gespürt und meine Lippen geöffnet. Na ja, wie ich bereits sagte, es war sehr feucht gewesen.

Die Küsse, die danach folgten, waren immer besser geworden, was wohl nicht an Sebastian lag, sondern an der Erfah-

rung, die ich nach und nach hinzugewonnen hatte. Generell glaubte ich, dass Küssen genauso überbewertet wurde wie die Liebe an sich. In den Filmen und Büchern war der erste Kuss zwischen zwei Menschen immer etwas ganz Besonderes, etwas Magisches. Sie könnten sich darüber seitenlang auslassen, die Filmszene stand still, es lief romantische Musik und irgendwie schienen die beiden Personen plötzlich in einem warmen Licht zu erstrahlen. So war das nicht in der Realität! Da waren es einfach nur zwei Münder, die Spucke austauschten. Natürlich verspürte man ein Kribbeln im Bauch, aber das tat ich auch, wenn ich mit der Achterbahn fuhr. Es war nur die Nervosität, mehr nicht.

Vielleicht lag es auch daran, dass ich noch nie so richtig verliebt gewesen war. Zwar hatte ich schon eine Beziehung, die sogar ganze drei Monate gehalten hatte, aber irgendwie war es mehr um der Erfahrung willen gewesen als aus wahrer Liebe. Zudem war Timo der beste Freund von Jan, der zu der Zeit mit Lena zusammen gewesen war. Es war schön gewesen, etwas zu viert unternehmen zu können.

Wenn ich daran zurückdachte, wurde mir umso bewusster, dass ich alle besonderen Momente in meinem Leben mit Lena geteilt hatte. Mit wem sollte ich sie denn jetzt teilen?

Traurig zog ich mein Handy aus der Hosentasche und blickte auf das leere Display. Sie hatte noch nicht auf meine Nachricht geantwortet, obwohl mir die zwei blauen Haken anzeigten, dass sie sie gelesen hatte. Sicher genoss sie mit unseren Freunden die letzten Tage ihrer Ferien. Vielleicht lagen sie am See oder machten ein Picknick im Park. Vielleicht saßen sie auch nur bei einem zu Hause und schmiedeten Pläne, die dann meist doch nicht in die Tat umgesetzt wurden. Bestimmt würde Lena sich bei mir melden, sobald sie die Zeit dafür hatte.

Als ich zu der vollen Bushaltestelle vor der Schule blickte, beschloss ich, zu Fuß nach Hause zu gehen, auch wenn ich den Weg nicht kannte. Ich wollte mir nicht noch einmal die Blöße geben, allein herumzustehen, während alle anderen jemanden hatten, mit dem sie sich unterhalten konnten. Selbst wenn sich jemand erbarmen sollte, mit der Neuen zu reden, hatte ich keine Lust, wieder Fragen über meinen Umzug zu beantworten. Das hatte ich heute schon zur Genüge getan.

Warum seid ihr denn umgezogen?

Meine Mutter kommt ursprünglich aus Köln und hat hier Arbeit gefunden.

Die richtige Antwort wäre gewesen: *Mein Vater ist ein Arschloch, der meine Mutter für eine Jüngere verlassen hat. Danach hat er uns vor die Tür gesetzt.*

So etwas erzählte man aber keinen Fremden. Das war auch nicht das, was sie hören wollten. Wenn der Zahnarzt bei einem Kontrolltermin fragte, wie es einem gehe, erzählte man ihm auch nicht, wie beschissen der Tag war, sondern antwortete einfach nur mit *gut*, egal ob es tatsächlich stimmte oder nicht. Die Frage war eine simple Phrase.

Während ich über den Bürgersteig lief und der Verkehr brummend wie ein Bienenstock an mir vorbeizog, war ich dankbar dafür, dass ich zuvor auch schon in einer Großstadt gewohnt hatte. Käme ich vom Land, wäre der ständige Geräuschpegel wohl ein wahrer Schock für mich gewesen. So hatte er irgendwie etwas Vertrautes. Wenn ich die Augen geschlossen hätte, hätte ich mir vorstellen können, ich wäre immer noch in Berlin – zumindest der Lärm wäre der gleiche gewesen.

Ich hatte es nicht eilig, nach Hause zu kommen, da dort ohnehin niemand auf mich wartete. Deshalb schlenderte ich

langsam an den Schaufenstern vorbei, immer den Haltestellen der Buslinie folgend. Sicher hätte es einen kürzeren Weg gegeben, aber das störte mich nicht.

Aus purer Langeweile betrat ich sogar ein paar Geschäfte und ging ziellos an den Kleiderständen vorbei. In Berlin hatte ich mir kaum Gedanken über Geld machen müssen. Wenn mein reichliches Taschengeld aufgebraucht gewesen war, hatte ein bisschen Wimpernklimpern genügt und mein Vater hatte mir mit verschwörerischem Grinsen noch ein paar Scheine zugesteckt. *Verrat es nicht deiner Mutter*, hatte sein Blick stets gesagt und es war wie ein Geheimnis zwischen uns gewesen. Es war seine Art, mich dafür zu entschädigen, dass er so wenig Zeit für uns hatte. Damals war das tatsächlich okay für mich gewesen, denn ich hatte ohnehin viel lieber etwas mit meinen Freunden unternommen, als mit ihm zum Beispiel in einem schicken Restaurant zu sitzen oder ihm beim Golfspielen zuzusehen.

Nun konnte ich mir nicht eines der Kleidungsstücke in den Geschäften leisten.

Ich bekam ja nicht einmal Taschengeld. Nicht, dass ich neue Kleider gebraucht hätte. In meinen unausgepackten Kartons stapelten sich so viele Anzihsachen, dass ich damit locker eine eigene Boutique hätte eröffnen können. Manche davon waren sogar noch ungetragen. Es war eher das Wissen, dass ich mir nichts kaufen konnte, das mich in diesem Moment betrübte.

Als ich den Laden wieder verließ, vibrierte es in meiner Hosentasche.

Ein warmes Gefühl breitete sich in meinem Inneren aus und ich zog das Handy hervor. Es war mein Bruder Ben.

Ben:

Hey Nervensäge, wie war dein erster Schultag? Lass mal wieder von dir hören!

Blödmann! Ich hatte mit Lena gerechnet. Ohne zu antworten, steckte ich das Handy wieder weg. Ben brauchte gar nicht so tun, als würde ihn irgendetwas aus meinem Leben interessieren. Sonst wäre er mit uns nach Köln gezogen und nicht bei seiner blöden Freundin in Berlin geblieben. Spätestens wenn die Beziehung in die Brüche ging, würde er das bitter bereuen! Früher oder später war jede Liebe vorbei.

Nach ein paar Metern zog ich das Gerät jedoch wieder hervor und schrieb Lena eine weitere Nachricht:

Anna:

Der erste Schultag war mies. Sollen wir gleich telefonieren?

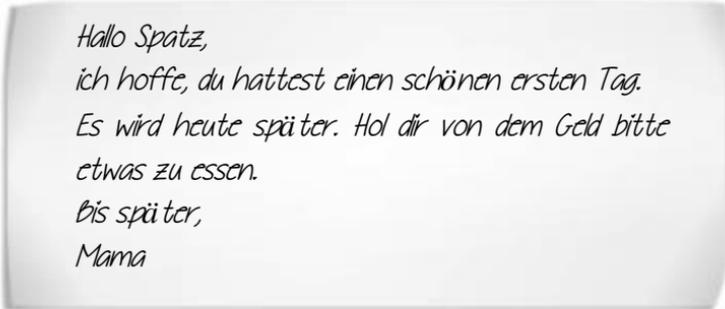
Jetzt wusste sie immerhin, dass ich Zeit hatte.

Nach etwas mehr als einer Stunde kam ich bei unserer Wohnung an. Der Spanier beschriftete gerade seine Tafel mit den Tagesgerichten. Als er mich entdeckte, winkte er mir freundlich zu.

»Buenos días, señorita!«, flötete er grinsend. Immer wenn ich ihn sah, war er fröhlich oder zumindest tat er so. Wie konnte ein Mensch permanent so gute Laune haben? Das musste auf

Dauer ziemlich anstrengend sein. Sicher gab es auch in seinem Leben Probleme. Jeder hatte doch Probleme.

»Hallo«, erwiderte ich nur kurz, bevor ich im Hausflur verschwand. In unserer Wohnung empfing mich die übliche Stille. Meine Mutter war noch bei der Arbeit. Ihre Kaffeetasse vom Morgen stand in der Spüle. Auf dem Tisch lag ein Fünfeuroschein, zusammen mit einem Zettel.



*Hallo Spatz,
ich hoffe, du hattest einen schönen ersten Tag.
Es wird heute später. Hol dir von dem Geld bitte
etwas zu essen.
Bis später,
Mama*

Ich zerknüllte den Zettel in meiner Hand. Wenn sie schon am Morgen gewusst hatte, dass sie später kommen würde, hätte sie mir das auch selbst sagen können, anstatt mir blöde Nachrichten zu schreiben. Aber dafür war sie einfach zu feige gewesen!

Das Telefon klingelte. Vielleicht rief sie wenigstens an, um zu fragen, ob alles in Ordnung war. Oder es war Lena, die meine Nachrichten gelesen hatte.

Schnell lief ich zu dem altmodischen Gerät, das in unserem provisorischen Wohnzimmer auf dem Couchtisch stand, der eigentlich ein Karton war. Es hatte eine Schnur und das Kabel lief quer durch den Raum, sodass man darüber stolperte, wenn man nicht aufpasste. Ein Freund von meiner Mutter hatte es noch im Keller gehabt. Natürlich zeigte es keine Nummern an,

sonst wäre ich auch sicher nicht drangegangen. Denn die Nummer, die anrief, kannte ich besser als jede andere. Sie war mein gesamtes bisheriges Leben lang meine eigene gewesen.

»Hallo«, meldete ich mich. Meine Eltern hatten mir beigebracht, dass man sich mit seinem Nachnamen meldete, aber ich ging nicht davon aus, dass jemand Fremdes anrief.

»Anna?«, fragte eine männliche Stimme am anderen Ende. Das Blut in meinen Adern gefror zu Eis. Es war fast fünf Wochen her, dass ich zuletzt seine Stimme gehört hatte. Erkannte er mich jetzt nicht einmal mehr?

»Ja«, krächzte ich zur Antwort. Mehr brachte ich nicht raus.

»Wie schön, deine Stimme zu hören«, heuchelte er, als ob nichts gewesen wäre. Gerade hatte er mich scheinbar nicht einmal erkannt. »Heute war dein erster Tag an der neuen Schule, oder?«

Als ob ihn das wirklich interessieren würde! Sicher hatte Ben ihn überredet, mich anzurufen.

»Ja.«

»Wie hat es dir gefallen?«

»Gut.«

Nun schwieg er. Mehr Sätze hatte er sich im Vorfeld wohl nicht für unser Gespräch ausdenken können.

»Ist noch was?«, blaffte ich ihn an, als mir das Schweigen zu lang und unangenehm wurde. Überhaupt mit ihm zu reden, tat weh.

Lügner! Verräter! Betrüger!

»Anna«, seufzte er und ich hätte am liebsten aufgelegt. Er hatte kein Recht, zu seufzen! Er nicht! »Du bist sicher wütend, weil ich mich nicht vorher bei dir gemeldet habe. Das verstehe ich absolut, aber ich habe es nicht gemacht, weil ich nicht an dich gedacht hätte, sondern um dir Zeit zu geben, dich in dei-

ner neuen Umgebung einzugewöhnen. Deine Mutter hielt es für das Beste.«

Sie sprachen also miteinander? Das hatte ich nicht gewusst. Ich hatte angenommen, zwischen ihnen herrsche Eiszeit. Trotzdem fand ich es unfair, dass er nun versuchte, die Schuld an seinem Fehlverhalten auf meine Mutter abzuwälzen.

»Ich bin nicht wütend«, erwiderte ich kühl. »Ich habe auch früher oft wochenlang nichts von dir gehört. Das ist nichts Neues.«

Es erfüllte mich mit Genugtuung, als ich hörte, wie er schockiert die Luft einzog. Nach ein paar Sekunden sprach er weiter.

»Geht es dir wirklich gut?«

Wenn er nicht mein Vater gewesen wäre, hätte ich ihm die Sorge in seiner Stimme vielleicht wirklich abgenommen. Aber ich kannte ihn gut genug. Es war alles nur eine Phrase, um sein schlechtes Gewissen zu besänftigen.

»Alles prima«, keifte ich in den Hörer. »Köln ist großartig, die Schule fantastisch und ich bin so glücklich wie nie zuvor!«

Mein Hals schnürte sich zu.

»Der Anfang ist immer am schwersten«, tat er verständnisvoll. Er hatte keine Ahnung! Und er brauchte auch nicht so zu tun, als ob es ihn auf einmal interessieren würde. Er hatte seine Prioritäten klar unter Beweis gestellt, als er Gisele in unser Zuhause hatte einziehen lassen.

Ich biss mir auf die Unterlippe und versuchte verzweifelt, die sich in meinen Augen stauenden Tränen zurückzudrängen.

»Wenn du irgendetwas brauchst, dann ...«

Bot er mir gerade Geld an? War das alles, was er konnte? Dieses Mal würde es nicht reichen! Das, was er getan hatte, konnte er mit keinem Geld der Welt wiedergutmachen!

»Du kannst dir kein reines Gewissen kaufen«, brüllte ich die Worte meiner Mutter in den Hörer und knallte ihn danach auf die Halterung. Mein ganzer Körper bebte und die Tränen rannten über meine Wangen. Warum hatte er überhaupt angerufen? Damit hatte er alles nur noch schlimmer gemacht!

Zitternd griff ich nach meinem Handy und wählte Lenas Nummer. *Bitte geh ran*, flehte ich innerlich. Vergeblich. Die Mailbox meldete sich. Ich hätte in diesem Moment alles für eine Umarmung gegeben. Irgendjemand, der mich so lange hielt, bis das Zittern vorüberging und meine Tränen trockneten. Selbst wenn es nur eine Umarmung durchs Telefon gewesen wäre. Jemand, der mir zuhörte und mich verstand. Jemand, der sich wirklich für mich interessierte.

Für einen Augenblick dachte ich an Ben, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Er konnte mir nicht helfen.

Stattdessen lief ich ins Bad, zog meine Bluse aus und betrachtete im Spiegel mein neustes Werk: Marionette. Die Wunde war noch nicht verheilt. Dunkelrot stachen mir die Buchstaben von meinem Oberarm entgegen. Als ich mit meinem Fingernagel darüberfuhr, rissen sie gleich wieder auf. Blut quoll hervor und rauschte in meinen Ohren. Das Zittern hörte auf und die Tränen versiegten.

Mein Vater hatte nicht zurückgerufen. Er hatte es nicht einmal versucht. Sein Anruf war nichts als eine Phrase gewesen. Bens Nachricht war eine Phrase. Lenas Versprechen, dass wir trotzdem immer füreinander da wären, war eine Phrase. Alles nur Phrasen, ohne Bedeutung! Lügen! Leere Versprechen!

Der Blutstropfen, der über meine Haut lief, war hingegen echt. Der Schmerz war echt. Ich spürte ihn ziepend und brennend. Er würde mich nicht verlassen, sondern mich begleiten, während alle anderen mich vergessen und verlassen hatten.

Ende der Leseprobe

Nachwort

Die Geschichte von Anna und Yasin ist erfunden. Die Ereignisse, die mich zu diesem Buch inspiriert haben, sind es jedoch leider nicht.

Allein 2015 wurden beinahe viertausend Tote gezählt, die beim Fluchtversuch über das Mittelmeer ertranken. An die Dunkelziffer möchte ich gar nicht denken. Trotzdem ist diese gefährliche Route immer noch der bevorzugte Weg, um nach Europa zu gelangen.

Italien hat versucht, die hohe Zahl an Todesopfern zu verhindern, indem es die Organisation *Mare Nostrum* gegründet hat. Durch sie konnten etwa einhundertfünfzigtausend Flüchtlinge vor dem Ertrinken gerettet werden. Die Zahl spricht für sich und trotzdem gab es *Mare Nostrum* nur für ein Jahr, da andere europäische Länder ihre Beteiligung an den hohen Kosten der Organisation verweigerten.

Unzählige verzweifelte Menschen suchen Halt und Sicherheit in Ländern wie Deutschland, egal ob sie vor Krieg oder Armut fliehen. Niemand kann sich aussuchen, wo er geboren wird. Wir haben das Glück, in Frieden groß werden zu können.

Deshalb ist es für uns schwer, sich ein Leben unter solchen Bedingungen vorzustellen, und ich kann nur hoffen, dass Yasins Geschichte all denen, die etwas Ähnliches durchmachen mussten oder immer noch erleiden müssen, auch nur ansatzweise gerecht wird. Ich wünsche jedem von ihnen, dass ihre

Reise nicht umsonst war, sondern sie das finden, wonach sie suchen.

Jeder Mensch, der in einem fremden Land ein neues Zuhause findet, wird seine Spuren hinterlassen. Er bringt seine Vergangenheit und auch seine Träume für die Zukunft mit. Bedauerlicherweise gibt es auch Menschen mit weniger ehrlichen Absichten, die diese Lage für ihre Zwecke ausnutzen. Doch wir sollten uns nicht auf sie konzentrieren, sondern auf jene, die unseres Schutzes bedürfen. Sie sind es, die uns mit ihrer Anwesenheit bereichern werden. Sie werden zu einem Teil unserer Geschichte, so wie wir zu einem Teil der ihren.

Es liegt an uns, diese Welt zu einem Ort zu machen, an dem Hoffnung und Menschlichkeit mehr bedeuten als Macht und Politik.

Ich möchte keine Stellung beziehen oder in eine Richtung lenken, sondern zum Nachdenken anregen. Das Böse hat keinen Ursprung, genauso wenig wie die Liebe. Es wächst überall auf der Welt gleich gut oder gleich schlecht. Ich möchte Menschen nicht als eine Volksgruppe mit gewissen Eigenschaften sehen, sondern immer nur den Einzelnen. Jeder ist einzigartig.

Über die Autorin



Maya Shepherd wurde 1988 in Stuttgart geboren. Zusammen mit Mann, Tochter und Hund lebt sie mittlerweile im Rheinland und träumt von einem eigenen Schreibzimmer mit Wänden voller Bücher.

Seit 2014 lebt sie ihren ganz persönlichen Traum und widmet sich hauptberuflich

dem Erfinden von fremden Welten und Charakteren.

Im August 2015 gewann Maya Shepherd mit ihrem Roman ›Märchenhaft erwählt‹ den Lovely Selfie Award 2015 von Blogg dein Buch.

Kontakt

Homepage: www.mayashepherd.de

E-Mail: mayashepherd@web.de

Facebook: www.facebook.com/MayaShepherdAutor



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag